



Ostia.

Stizze von Adele Reuter.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Tage im Leben, an die wir oft um so lieber zurückdenken, je tiefer sie in der Vergangenheit versinken. Mit der ganzen Frische der Farben tauchen die Eindrücke solcher Tage plötzlich vor unserem Geiste wieder auf; mancherlei Erinnerungen ziehen uns mit unsichtbaren Fäden in die Vergangenheit zurück und ruhen nicht eher, als bis wir die Gegenwart völlig vergessen haben. Wir aber folgen um so williger diesen Lockungen, je rauber und häßlicher die Wirklichkeit an uns herantritt.

So ergab es auch mir mit der Erinnerung an einen sonnigen Tag im Mai, an dem ich vor einigen Jahren während eines längeren Aufenthaltes in Rom mit einigen Freunden — einem jungen italienischen Arzte und zwei dunkeläugigen Römerinnen — nach Ostia hinausfuhr. Düstige Schleier umhüllen in poetischem Zauber alle Erinnerungen jenes Tages, so daß ich kaum wage, daran zu rühren, aus Furcht, sie zu zerreißen.

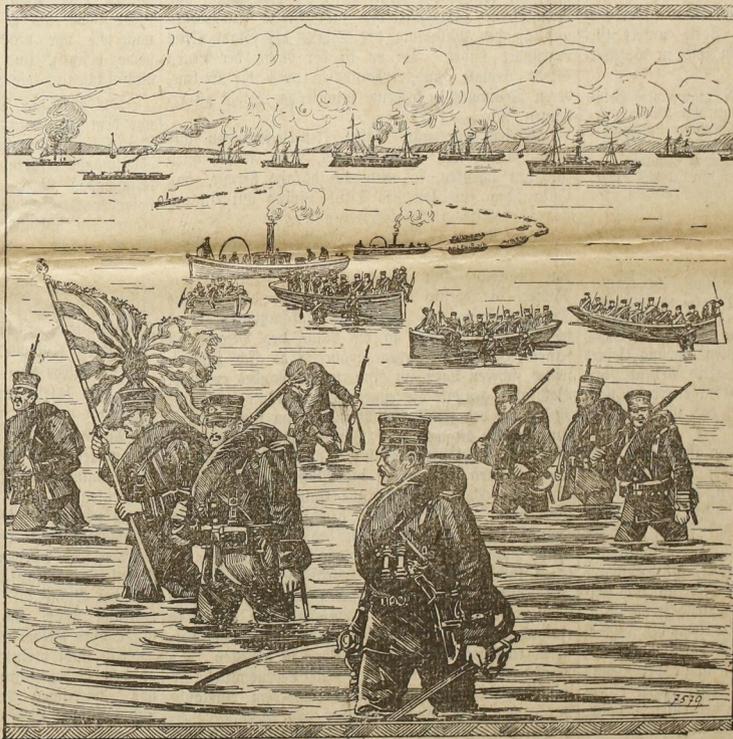
Ostia, die jetzt in Schutt und Trümmer zerfallene Hafenstadt der einstigen Weltbeherrscherin, liegt kaum sechs Meilen von Rom entfernt, und doch ist es nicht sehr bequem, dorthin zu gelangen. Angelockt durch den dreifachen Zauber, der das öde Gestade umschwebt — den Hauch der Sage, der Geschichte und der christlichen Legende — schreckten wir nicht vor der fast dreistündigen Fahrt durch die einsamen Campagna zurück. Der junge Arzt, der in seinen Mußestunden

ein tüchtiger Archäologe war, hatte sich erboten, unser Führer zu sein. So fuhren wir an einem klaren Morgen, während die Sonne mit goldenem Glanze am Himmel emporstieg, zu rPorta S. Paolo, er einstigen Porta ostiensis, hinaus. Vor den Märiern am Rande der Straße, lagerten Soldaten in malerischen Gruppen, ihr lustiger Gesang begleitete uns noch ein Stück des Weges, bis uns, nachdem wir die Basilika S. Paolo hinter uns gelassen hatten, die schwermütvolle Stille der unermeßlichen Campagna

umfang. Die wehmütige Erhabenheit dieser feierlich ernsten Landschaft war ganz geeignet, uns auf das Bild vorzubereiten, das sich unseren Augen darbieten sollte. Hier weist uns alles darauf hin, uns in die Geschichte zu versetzen, die den Ruhm der ewigen Stadt verflücht. Jeder zerbröckelte Stein am Wege — der letzte Ueberrest eines stolzen Denkmals —, die zertrümmerten Bögen der gewaltigen Wasserleitungen, alles erzählt uns von dem Glanze vergangener Tage,

Luft empor. Die altersgrauen, bisweilen unterbrochenen Bogenreihen der Aquädukte, von Brombergestrüpp und Greu umrankte Mauertrümmer zerstörter Grabdenkmäler, die dem genügsamen Völkchen der Campagnahirten und schillernden Eidechsen zum Schlupfwinkel dienen, verleihen dem Landschaftsbilde einen eigenartig malerischen Schmuck. Im Süden umschließt den Horizont die aus den Wellenlinien der Campagna aufsteigende, düstige blaue Kette der

Zum russisch-japanischen Kriege.



Landung der Japaner auf der Kantung-Halbinsel.

in denen noch reges Leben herrschte auf der heute so stillen Bia ostiensis, die einst Rom mit seiner blühenden Hafenstadt verband.

Kein menschlicher Laut traf unser Ohr. Im lachendsten Blau wölbte sich der Himmel über der öden, wie in Meereswellen wogenden Fläche, deren mooriger Boden mit Binzen, Thymian, Heidekraut, Ginsterbüschen und Gras bewachsen ist. Hier und da ragen vereinzelt dunkle Pinien, hohe Cypressen oder knorrige Olivenzäunne in die durchsichtig klare

Albanerberge vom buchenumrankten Monte Cavo gekrönt. Zur Rechten begleiten uns leise murmelnd die gelben Fluten des dem Meere zustrebenden Tibers, dessen Ufer, heute nur mit magerem Gestrüpp bewachsen, früher die Lusthäuser der vornehmen Römer trugen. Vergebens sucht die Phantastie sich diese einst so fröhlichen Gesilde wieder hinzuzugabern: Die prächtigen Villen, in denen die Blüte des römischen Adels, ihren Göttern vergleichbar, sich in glänzenden Festen am edlen Nebensaft berauschte; die stolzen Säulenhallen und schattigen Gärten; die blumengeschmückten Barken auf den Fluten des Flusses, denen römische Dichter ihre begeistertsten Lieber widmeten; die blühenden Städte und Dörfer, und die fruchtbaren Felder, die einst ihren Besitzern reiche Ernten einbrachten. Verschwunden ist all diese Pracht. Magerer Rasen verhüllt die morschen Trümmer einer ruhmreichen Vergangenheit; nichts hört die tiefe Stille dieser öden Steppe als das Wiehern der Pferde und das Brüllen der Rinder, die unter der Führung ihrer braunen, verwagten dreinschauenden Hirten die Campagna beleben.

Der Wagen rollt über das ehrwürdige Pflaster der alten Heerstraße dahin — über dieselben unverwundlichen Basaltblöcke, über die einst stolze Römer einherstritten. Hin und wieder nur begegnen uns berittene Bauern, deren malerische Trachten — blaue oder grüne Jacken, rote Westen und Hosen aus Schafspelz, spitze Hüte auf den schwarzglodigen Köpfen und zerlumpte, mit dem anmutigen Stolge des Römers über die Schulter geschlagene, Mäntel — unser Auge entzücken. Nach einer mehr als zweistündigen Fahrt durch diese zur Wehmut stimmende Landschaft erreichen wir ein kleines Gehöfz von ver-

krüppelten Eichen, Weißdornsträuchern und anderem Geiripp — die sogenannte „macchia di Oslia“, — einen letzten Ausläufer des großen laurentinischen Waldes. Dann folgen einige Anhöhen von fleißigen Bauern aus den Marken und der Romagna, von der italienischen Regierung hierher verpflanzt, um einen kleinen Anfang mit der Wiederbebauung des Landes zu machen. Mögen diese Eindringlinge moderner Kultur auch unseren künstlerischen Sinn beleidigen, indem sie etwas gänzlich Fremdes in das wunderbar eigenartige Bild dieser Landschaft einfügen, das Bewußtsein, daß nur auf diese Weise der Totfeind des heutigen Roms, die tödliche Malaria, unterdrückt werden kann, vermag uns mit diesen Neuerungen zu versöhnen. An Getreidefeldern und wohlgepflegten Gemüsegärten vorüber, führt uns der Wagen unserm Ziele entgegen. Ein Kirchturm taucht auf, dicht daneben der runde Turm einer mittelalterlichen Burg und links im Hintergrunde der Biminhain von Castel Fusana.

Diese Kirche St. Aurea mit dem daranstoßenden bischöflichen Schloß, das Kastell, das Giuliano da Sangallo im Jahre 1483 auf Befehl des Kardinals Rovere, des späteren Papstes Julius II. erbaute, und vier bis fünf Häuser in nächster Nähe der Kirche, das ist das ganze moderne Ostia.

Unser Wagen hielt vor der einzigen elenden Schenke des Ortes, dicht neben dem trutzig-imposanten Kastell, das wohl zu den mächtigsten mittelalterlichen Burgen Roms gehört. Durch das mit dem Wappen Julius II. geschmückte Tor traten wir in das Kastell und bestiegen die Plattform des mehrfachen Turmes. Die erhabene Melancholie des vor unsern Augen aufgerollten Bildes erfüllte unsere Seele mit Wehmut und Trauer. Still und verlassen lag zu unsern Füßen das verdödete Gestade. Kein Laut unterbrach das erhabene Schweigen; nichts störte unsere Gedanken, während wir tief ergriffen uns in die Vergangenheit versenkten.

„Schon erglänzt rötlich das Meer und erhaben vom Vetter Leuchtet hernieder Aurora's rosig schimmernder Wagen: Als die Winde sich legten und plötzlich jeglicher Lufthauch Ruhete; mühsam ringen die Kluder auf glänzender Fläche. Da erblickt Aeneas den Hain, der am fernem Gestade Herrlich emporkragt; und durch ihn eilet der liebliche Tiber, Gelblich vom Sande die Fluten, in rasenden Wirbeln sich drehend, Mündet er hier in das Meer. Viersfarbig gefiederete Sängere Fliegen gar munter und heimlich am Strand und dem Bette des Flusses hin und her durch den Wald und erfüllen die Luft mit Gesänge.“

Den Genossen befehlt er landwärts zu lenken den Schnabel des Schiffes und er landet erstaut in dem schattigen Bette des Stromes. So besingt Virgil im siebenten Gesange seiner Aeneide dieses Gestade, wo sein Held Aeneas, den er zum Anführer der römischen Könige erhebt, nach langen Irrfahrten zur See endlich das ihm von den Göttern verheißene Land erreicht.

Und heute? — An Stelle der idyllischen Ufer eine öde, baumlose Ebene, aus der hier und dort grasbewachsene Hügel hervorragen. Es sind die Trümmerhaufen, unter denen das alte Ostia begraben liegt. An Stelle der schattigen Gärten am Ufer des Flusses, in denen in der Sonnenglut die köstlichsten Früchte reifen, nichts als trostloser, unfruchtbarer Sand. Im Westen blüht das blaue Meer auf und umgibt dieses düstere Gemälde mit leuchtendem Rahmen. Zur Rechten umschließen die beiden Arme des Tibers, ehe sie sich ins Meer ergießen, die „Heilige Insel“, die im Altertum als Lieblingsaufenthalt der Venus galt. Damals gleich der Woden dieser Insel einem mit den köstlichsten lichten Blumen bestreuten Teppich. Wo heute eine öde Wüste vor uns liegt — das unumschränkte Reich der Büffel — grünte und blühte früher ein liebliches Paradies, in dem die vornehmen Römer alljährlich glänzende Feste feierten zu Ehren der hohen Göttin der Schönheit und Liebe, unter deren anmutigem Fuße hier im Frühling die köstlichsten Rosen und zahllose andere Blumen erblühten.

So kannte Virgil die Umgegend der alten Hafensstadt, und darum malt er uns diese heute so traurige Landschaft in so lachenden Farben. Ostia selbst aber war zu Virgils Zeiten — der Blütezeit Roms — einer der lebhaftesten Orte der Erde. Auf den prächtigen Mäkten und in den Hallen der öffentlichen

Gebäude, in der Magazinstraße am Tiberufer, überall drängte sich die lebhaft auf und ab wogende Menge, die hier mit Ungeduld die Ankunft der mit Korn beladenen Schiffe aus Ägypten und Afrika zu erwarten pflegte.

Der Gräberstraße in der Richtung nach dem Meere zu folgend, nähern wir uns dem alten Stadttore; wir durchschreiten es und betreten das Innere der Ruinenstadt. Da finden wir die Reste von prächtigen Tempeln, die römischen und fremdländischen Gottheiten geweiht waren; Mauertrümmer von Palästen, Theatern und Thermen; wir können noch die Marktplätze erkennen mit den öffentlichen Gebäuden und ringsum laufenden Säulenhallen, von Portiken begleitete Straßen, und vor allem die am Tiber entlang laufende, fast ganz ausgegrabene Straße mit den Geschäften und Magazinen für Korn und Del, in denen sich wohl der Hauptverkehr einst abwickelte. Die Duanalagen sind zwar gänzlich verschwunden, die Fluten des Stromes bespülen heute die Mauern der Häuser, aber in den Kellergewölben sehen wir noch die riesigen, halb mit Sand gefüllten Tongefäße, die zum Aufbewahren des Getreides und anderer Waren dienten.

Wie aber ist es möglich, fragen wir uns, daß eine so große, lebhafteste Stadt so ganz untergehen, in Trümmer und Schutt zerfallen konnte?

Wir wissen, daß hier nicht, wie bei Pompeji, der Ausbruch eines Vulkans eine plötzliche Katastrophe herbeiführte.

Um uns diese Frage zu beantworten, müssen wir ein wenig bei der Geschichte der Stadt Ostia verweilen.

Wie Titus Livius uns in seiner Geschichte Roms berichtet, soll Ancus Martius, der vierte König von Rom, seine Herrschaft bis zum Meere ausgedehnt und an der Mündung des Tibers die Stadt Ostia begründet haben. Da er in der Nähe der neuen Stadt Seefaz fand, erbaute er auch die Saline, deren Trümmer noch heute unweit der Stadt zu erkennen sind.

Dürfen wir nun diesen Ueberlieferungen aus einer fagenhaften Vorzeit auch nicht unbedingt Glauben schenken, so geht doch daraus hervor, daß Ostia schon zur Zeit des Titus Livius auf ein ansehnliches Alter zurückblicken konnte.

Der Name der Stadt „Ostia“, das zu Deutsch „Eingang“ bedeutet, bezeugt uns schon, daß die an der Mündung des Tibers erbaute Stadt für die Römer, die ebenso schlaue Kaufleute, als tüchtige Krieger waren, als Hafensplatz unschätzbaren Wert besaß. Rom konnte so die Nähe des Meeres zu seinem Vorteil ausnutzen, während es sich zugleich seiner sicheren Lage im Innern des Landes erfreute. Bald aber genigte die enge, immer mehr versandende Mündung des Flusses nicht mehr, um den zahlreich einlaufenden Kriegs- und Handelsschiffen Schutz zu gewähren. Besonders groß war die Zahl der Schiffe, die mit Korn beladen in die Mündung des Tibers einliefen. Denn die römische Campagna vermochte nicht mehr, die Bewohner der schnell wachsenden Hauptstadt zu ernähren. Der römische Großgrundbesitz hatte die bisher bebauten Felder an sich gerissen und in Gärten und Parkanlagen verwandelt. Die Konkurrenz des aus fremden Ländern in Menge und zu billigen Preisen herbeigebrachten Getreides entmütigte die wenigen, noch in der Campagna verstreut lebenden Bauern, ihre Felder zu bestellen. So war das mächtige Rom auf die Lebensmittel angewiesen, die ihm die Schiffe aus dem Auslande durch mancherlei Gefahren über das Meer herüberbrachten. Da begannen die um die Gunst der Menge werbenden Großen die Armen mit freigebigen Kornspenden zu überschütten, die der Republik öfter verhängnisvoll werden sollten. Später suchten auch die römischen Kaiser sich durch diese Spenden das Volk gefügig zu machen, bis dieses sie schließlich als sein gutes Recht forderte, und ein Ausbleiben des Getreides dem Herrscher unter Umständen das Leben kosten konnte. Um den zahllosen Schiffen aus allen Weltgegenden, die der römischen Hauptstadt diese Kornmengen zuführten, die Landung zu erleichtern, war es vor allem nötig, einen brauchbaren Hafen anzulegen.

Da Nazi Bertipfel.

Von Adolf May.

Der Nazi Bertipfel war Fuhrgrößenknecht beim Waldbauer in Lahndorf. Sonst ein hübscher, feicher Burche, hatte er nur die Marotte, ein „Stadtleut“ zu werden, und war dies der einzige dunkle Fleck auf der tugendhaften Seele des von allen Deandln seines Dorfes geliebten Burchen.

Jeden Morgen, wenn er Milch, Butter, Eier und andere Landesprodukte nach der Stadt fuhr, achtete er sorgsam auf das Gebaren der Stadtleute und ahmte nicht nur alle beobachteten Geste bei denselben sofort nach, sondern versenkte sich auch witzbegierig in die Mythen der Umgangsformen und Konstitutionen derselben.

Als erste äußerliche Zeichen, den traditionellen Dorfseigenheiten abgeschworen zu haben, versenkte er seinen etwas abgetragenen Lodenhut in die tiefsten Tiefen seines Taschentuchbündels, welches die Stelle eines Kleiderschranks oder Koffers vertrat, und drückte sich dafür einen großtremigen Schlapphut auf das stolz erhobene Haupt. Auch der etwas widerspenstige Schnurrbart war bald mit Hilfe eines viertel Pfundes Schmalz und engangepreßter Schnurrbartbinde auf eine Stunde oder zwei bezähmt. Seinen Hals zierte er mit einem hohen Stehkragen, um welchen er ein wahres Monstrum von Krawatte band, die Handgelenke wurden mit zierlichen Manschetten umhüllt, welche allerdings bald in recht zweifelhaftem Weiß erstarrten, die Hosen angetrempelt und die Schuhe blinkend geputzt. Den Vogel schloß er aber damit ab, daß er sich zum Schreckenden Erlaunen des Waldbauers eine Zahnbürste und Mundwasser kaufte. Gebrauchten tat er ja nun zwar diese Dingerchen nach wie vor nicht, aber als Stadtleut mußte er beide besitzen, und daß er sie nun besaß, war ja auch schließlich die Hauptsache.

Die Burchen, und selbst mancher Bauer, hatten vor dem „verstädterten“ Dorfgenossen einen höflichen Respekt, und unwillkürlich knigten die Deandln und Stallmägde erröten und tief vor dem stolz einerschreitenden Nazi, wenn er dankend mit weitausholender Armbewegung seinen Hut vor dem fettglänzenden Schettel zog.

Daß Nazi im Wirtshaus das große Wort führte ist selbstverständlich. Ja, er gründete sogar unter den Bauernburchen des Dorfes einen „Klub der Stadtleut“, und es irretete meher ihn noch die Klubmitglieder, daß die älteren Bauern sie die „narrischen Buama“ titulierten.

So wurde Nazi Bertipfel Erzieher der Burchen, und sein belehrendes, „so miakt's es toan“, oder „fell sagt ma nit, fundan so“, nahm kein Ende.

An diesem Sonntage hatte aber Nazi etwas ganz Besonderes vor, denn er hatte für heute die erste Versammlung der Klubmitglieder in das Wirtshaus einberufen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschienen die Galadamen mit den ernstesten und würdevollsten Mienen und wurden von Nazi höchst feierlich unter gegenseitigen linkschen Bündlingen empfangen und nach der Stammtafel geleitet. Alle nahmen in stolzer Haltung Platz und das tiefe Schweigen, welches lange über diesem Stammtische herrschte, wurde auch dadurch nicht beeinträchtigt, daß die älteren Bauern an den Nebentischen mit bedeutsamen Seitenblicken von „narrischen Buama“, „allatschte Stadtrads“ und sonstigen Liebesswürdigkeiten sprachen.

Endlich erhob sich Nazi und nachdem er sich gewissenhaft geräuspert hatte, hub er an:

„Gnat'n Tag, Klubmitglieder.“

„Gnat'n Tag, Präsident“, dankten die Begrüßten und selbst die alten Bauern stimmten schalkhaft ein, sie kannten den Gruß schon.

„Seid's alli da?“

„Ja.“

„Wir ham unsere erschte Versammlung heunt.“

„Ja.“

„Alsdann: i bin gestern auf'r Versammlung g'vese und da voas i via's g'macht wird.“

„Wunderndes Murmeln allerseits.“

(Schluß folgt).

„I muas jetz'n a — a — Referat, via's b' Stadtleut neman, geb'n uns ds mitast allinweil „ja“ sag'n. Verstand'n?“

„Ja.“

„Wir san unferre zwelfe.“

„Ja.“

„Und i bleib Engarn Präsident.“

„Ja.“

„Und ds volks alle mittoa, das ma halb seine Stadtleut ver'n?“

„Ja.“ Auch diesmal antworteten die alten Bauern mit.

„Nacha erklar i die Versammlung für beendigt, nachdem ds mei Referat ang'nommen habis und nun kann a zwangshastige Unterhaltung beginnen. Setze könnt's sausen, Buama.“

Alle atmeten erfreut auf und riefen nach dem Wirt. Doch erboft Klopfe Nazi mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Dalkate Buama, merkt's Eng do, das ds allinweil, wann de Präsident g'sprochen hat, Bravo schrei'n mitast's.“

„Fast uns ja nign g'sagt,“ wandt einer schüchtern ein.

„Nacha ruast's jetze.“

„Bravo, bravo,“ schrien alle Anwesenden.

Und während sich die Klubmitglieder von den Anstrengungen der ersten Versammlung durch einen kräftigen Schluck aus den von dem schmunzelnden Wirt und der Wirtin herbeigeschleppten Seidel Wein erholten, rief ein alter Bauer vom Nebentisch Nazi heran und sagte zu dem gravitätisch Herbeikommenden:

„Es is ja ganz sei g'we'n Engere Versammlung, aba sag amal, Bua . . .“

„D' Stadtleut ham lane Buama, nur Herran,“ verwies Nazi den Fragenden.

„Alsdann, Herr Nazi, i versteh ja nign von solchene gelehrig'n Sach'n, aba die Versammlung hat koan Sinn, den-ger't's mi.“

„Sell is g'wis, Herr, das D' von solchene g'lehrige Sach'n mir en vafest. Sell is ja grad' die Hauptsach, das 's koan Sinn hat.“

„Was sagst'?“ riefen erstaunt die Umstehenden.

„Das koa Sinn bei dera Sach' d' Hauptsach' is.“

„Na sann dem d' Stadtleut alle so beppat via Du?“

„Earn, sag sell nit no amal, Herr. Was Du beppat nemst, is do grad' 's Gelehrige von d'n Stadtleut'n.“

„Nacha geh ham, Nazi, mit Dei'm Stadtleut'eam, wir san selba dumm genua und braucheta denane Dummheit'n nit no dasua.“

Nazi zog nur die Schultern verächtlich in die Höhe und wollte sich eben in das Reich seiner „Aufgeklärten“ zurückziehen, als der Waldbauer ihm zurief:

„Recht hat da Schmilller, Nazi, sell taugt nit für uns und mei Annerl gib i koam narreten Buam.“

Der Angeredete drehte sich mit einem Ruck dem Waldbauer zu und staarte ihn überrascht an.

„Ja, ja, Nazi, g'loz mi nur an wie a Naibi a neug's Tor, was i g'sagt hab, hab i g'sagt.“

Nazi antwortete zwar hierauf nichts, kratzte sich aber doch verlegen hinter dem Ohr, als er zu seinem Platz zurückkehrte.

Das er das hilsaubere Annerl verlieren sollte und deren große Wittigst dazu, bereitete ihm denn doch ziemliches Kopfzerbrechen und früher als es sonst seine Gewohnheit war, verließ er das Wirtshaus.

Die Nacht hatte sich über Lahndorf gesenkt und in den Fenstern der Gehöfte bligten einige Lichter auf.

Die Dunkelheit benutzend, schlich Nazi mit einer Leiter nach einer bestimmten Stelle des Hofes im Anwesen seines Dienstherrn und lehnte die Leiter an die Wand. Hurtig kletterte er die Sprossen empor und hatte bald das eine Fenster im ersten Stock erreicht. Leise pochte er an die Scheibe.

Ganz vorsichtig öffnete sich hierauf das Fenster und ein hübscher Mädchenkopf mit schalkhaft blühenden Augen und lachendem Mund erschien in dem Rahmen desselben.

„Grüas Dia Gott, herzliaba Schag,“ begrüßte Nazi das Mädchen, welches ihre Arme um seinen Nacken schlang.

„Die a, liaba Bua. So spat kummt'er?“

„Ja, i hab was wichtig's zum vazähle. Woast Dei Bota is harb auf mi, weil i a Stadtleut bin und hat ma heunt sei' Zusag weg'n Dia vaweigat. Was soll i denn toan, Schagerl?“

„Woast, Bua, 's gibt nur zwa Weg', die 's b' gehn kann. Entweda wirst a Stadlfrad, oda mei' Mannen. I kann d' Stadlfrad, b' windschaf'n a net leid'n.“

„Na i bin do ka solchana,“ wand er schüchtern ein.

„Es is glei, Bua. Stadlfrad is Stadlfrad. Was moanst, wannst a solchener warst, wie der, der nia

Als des andern Morgens Nazi Hand in Hand mit seinem Annerl aus dem Wohnzimmer des Waldbauern trat, sah man es deren glücklichen Gesichtern an, das die Prophezeiung des Deandls vom vergangenen Abend sich verwirklicht hatte.

Der Klub der Stadtleute feierte sein frühes Ende aber mit einer großen Schwelgerei im Dorfwirtshause und manch Glas wurde auf das Glück des Brautpaares geleert.

Seit dieser Zeit aber hatte Nazi den Stadtleut ewige Feindschaft geschworen.

Zu spät!

Skizze von S. Dppen.

Nun war sie tot! Nüchtern und unerwartet, nach langen Jahren der Vergessenheit, fand ich ihren Namen in der Zeitung. Ihr einziger Bruder zeigte ihren plötzlichen Todesfall an. Tief erschütterte mich die Nachricht; ich konnte den Gedanken an sie nicht los werden. Sie stand vor meiner Seele, wie ich sie einst gekannt und geliebt — jung und blühend — ein lebensfrisches, heiteres, sonniges Geschöpf! Wir hatten die letzte Schulzeit miteinander verlebt und uns bei dem Abschied aus dem Institut mit Tränen und tausend Eiden Freundschaft geschworen! Wir wollten einander nie verlassen, vergessen! Alle Monate wenigstens uns sehen oder von einander berichten! Und die ersten Jahre hatten wir auch treulich zueinander gehalten, aber dann hatte das Leben uns getrennt.

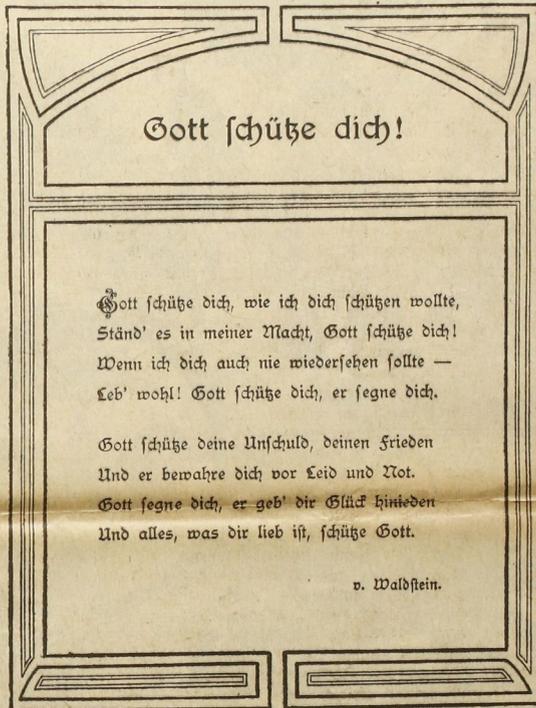
Unsere Schicksalswege in gingen entgegengesetzter Richtung. Ich hatte nichts mehr von ihr erfahren, und der anfangs so rege Briefwechsel war bald eingeschlafen. Doch heute hatte mir die Nachricht ihres Todes, den ich so zufällig erfahren, die schönen Erinnerungen an unsere sonnige Jugend hervorgezaubert! Und sie begleiteten mich während meiner angestrengten Tagesarbeit! Eine Sehnsucht überkam mich, noch einmal die Tote zu sehen, noch einmal die Hand zu fassen, die warm und lebensfrisch in der meinen gelegen. Es wurde mir nicht schwer, ihre Wohnung zu ermitteln. Sie war Lehrerin an der städtischen Gemeindefchule und hatte eine Wohnung im fernen Osten der Stadt. Die frühe Dämmerung eines Herbstabends und der graue Himmel, der regenschwer sich über den Dächern der Stadt wälzte, machten einen düsteren Eindruck. Noch trauriger und dunkler sah das Haus aus, das ich endlich nach langen Mühen gefunden. Es war eine der großen Mietstafernen, deren Inneres ebenso düster und ungemütlich ist, wie das Aeußere. Ich stieg die steilen Treppen in die Höhe und stand atemlos vor einer kleinen Tür still.

Auf wiederholtes Klingeln öffnete sich ein kleiner Spalt, und eine rauhe Stimme fragte, zu wem ich wollte. Als ich um Einlass begehrte, da antwortete es von drinnen heraus:

„Herr Jotte doch, Sie kommen zu spät — das Fräulein haben Sie eben fortgebracht.“ Doch der Herr Bruder werden bald wiederkommen, und wenn Sie vielleicht einen Augenblick warten wollen —“

Sie hatte die Blumen in meiner Hand bemerkt und glaubte vielleicht, das ich eine Verwandte wäre, öffnete die Tür und ließ mich hinein.

Ich trat in ein niederes, kleines Stübchen, das noch die Spuren trug von dem Forträumen eiliger Hände. Ein eigentümlicher Duft von welken Blumen und Kerzen kam mir entgegen. Die Stühle standen noch so, wie man sie gestellt zur Aufbahrung der Leiche. Das Bett in dem kleinen Kofen war verhüllt, ein halb offener Kleiderschrank stand im Wohnzimmer, daneben ein alter Schreibtisch, auf dem allerlei Papiere unordentlich zusammengeworfen lagen.



im vorigen Summa a Bussel hat geb'n wolle und dem i a Watsch'n geb'n hab?“

„Gimmi Sarn!“ rief er im Zorne der Erinnerung.

„Oda a solchener, der mi beim Schöpfen im Frühjahr heuer hat umarmen woll'n und dem i'n Bump'n'schweng'l an sein damischen Schäd'l g'haut hab? Willst mit solchene gleich wer'n?“

„Annerl, Schagerl, erinner mi nit an die, i kummt heunt no narrißch wer'n, wann i dran denk.“

„Na und trotzdem willst a solchener sei'?“

„Nur aus Blut, Schagerl,“ begütigte er das sich ereifernde Mädchen.

„Geh, Bua, sei g'heit. Wir a Bauer, so wiast sell sei' sollst und wannst brav bist, geh i muring mit Dir zum Bata und alles is quat.“

„Da muast ma erst a Bussel geb'n, Deandl.“

„Erst wasprich mir, das D' Dei narrete Zee aufgibst.“

Die Kirschentlippen des Mädchens lodten so verführerisch, die Augen bligten so verlockend, das Nazi im Sturme seiner Gefühle das Mädchen an sich riß und unter einer Unzahl von Bussel'n jenes Versprechen gab.

Die Einrichtung des Stübchens war nüchtern und farblos. Nichts verriet, daß die Bewohnerin Lust und Sinn dafür gehabt hätte, sich Behagen und Traulichkeit zu schaffen. Ein paar verblaßte Photographien hingen in verstaubten Rahmen an den Wänden, ein kleiner Spiegel hing zwischen den beiden Fenstern, an dessen einer Seite stieß, in weiße Gaze gehüllt, eine weiße Rose!

Zimmer schmerz wurde mein Herz beim Anblick dieses stillen, freudlosen Raumes. — Wenn doch die Wände reden könnten — sie würden mir vielleicht eine traurige Geschichte erzählen von ihrer stillen, einsamen Bewohnerin.

Zu setzte mich auf den kleinen Sessel an den Schreibtisch und meine Gedanken weilten in der Vergangenheit. Da sah ich plötzlich unter all' den Papieren, Büchern und Schriften ein kleines Buch in Goldschrift hervorleuchten. Ganz ein ähnliches war auch in meinem Besitz. Wir hatten uns einst zu gleicher Zeit Tagebücher angeschafft, in die wir uns vornahmen, gewissenhaft alles einzutragen, was unserem Leben Inhalt geben würde! Das meine schloß längst in der dunkelsten Ecke irgend eines Schrankes, aber immer, wenn es mir zufällig in die Hände kam, grüßte es mich wie ein lieber Freund aus fernem, glücklichen Tagen!

Ohne im Moment daran zu denken, nahm ich, einer augenblicklichen Eingebung folgend, das Buch zur Hand. Oft hatte sie mir daraus vorgelesen. Ob sie es weiter fortgesetzt?

Zu begann zu lesen. Bald festelte mich die Lektüre so stark, daß ich alles um mich her vergaß und dann und wann aufschaute, sorglos, glücklich, vollständig der Zeit, dem Raum entrückt! Es war eben dieses sonnige, lebenswarme Geschöpf, das unberührt von den Nebeln des Lebens, über jene glücklichen Tage schrieb, die sich in gleicher Zufriedenheit, in gleichem Glanze des Glückes und des Behagens wie eine Perlschnur aneinander reihen.

Sie war reicher Leute Kind, das einzige, vermögende Töchterchen zärtlich liebender Eltern, die ihr jeden Wunsch erfüllen und sie ihre Jugend in reichstem Maße genießen ließen. Einer Laune folgend, machte sie, die wunderbar begabt war und spielend lernte, ihr Lehrerinnen-Examen, nicht ahnend, daß sie sich einst damit mühselig ihr Brot erweihen sollte.

Interessant und fesselnd waren die Schilderungen der Reisen, die sie gemacht, pikant und witzig schilderte sie die Gesellschaft, in die sie eingeführt wurde, verspottete die saden Schmeichler, die der reichen Erbin huldigten und zählte mit komischem Pathos die Körbe auf, die sie in den letzten Jahren austellen mußte.

Da plötzlich entsteht eine Lücke in dem Buche. Nur kurze, unklare Sätze, von stüchtiger Hand niedergeschrieben, zeigen, daß das Mädchen sonderbar aufgeregt und unruhig gewesen. Zu drehe die Seite um: weiße Myrtenblüten und Rosenblätter fallen in meinen Schoß. Die Seite ist eng beschrieben. Obenan steht das Datum ihres Geburtstages.

Es ist dunkel geworden im Zimmer — kaum kann ich die feinen Schriftzüge entziffern. Die Sätze sind auch merkwürdig kurz und abgerissen, und

doch liest man zwischen den Zeilen ein Jubeln und ein Jauchzen vor innerer Glückseligkeit. Und dann klingen diese Zeilen aus in den letzten Schlusssatz: „Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume — ich weiß nicht, ob mein Glück nicht zu groß, nicht zu reich ist, als daß es mein zitterndes Herz fassen könnte. Ich möchte jubeln und singen — weinen — vor Glück, vor Wonne! Darf man denn vollkommen glücklich sein? Ein heißes Angstgefühl überkommt mich. Der Abend sinkt, die Nacht breitet sich über die Erde — in diesem ewigen Wechsel auf dem Erdenrund ist nichts von Dauer! Sollte sich auch mein Geschick wenden? Bang zittert diese Frage durch meine Seele! Aber mein Herz jubelt zu laut — es kann, es darf nicht enden — es wird auch nicht enden! Ich fasse an meine heiße Stirn, auf der seine Lippen gerührt — mein Mund bebzt von der Glut

mittellos steht sie allein in der Welt. Sie nimmt Abschied von dem Bruder, der für Jahre ins Ausland geht, um sich eine Existenz zu schaffen.

Dann hören die Tagebuchblätter auf. Sie war in ein arbeitsreiches Leben eingelehrt. Die Sorgen und Mühen schienen ihren Geist gefesselt zu haben, ihre Lebenskraft gebrochen!

Am Schluß des Buches finde ich nochmals ihre Schrift:

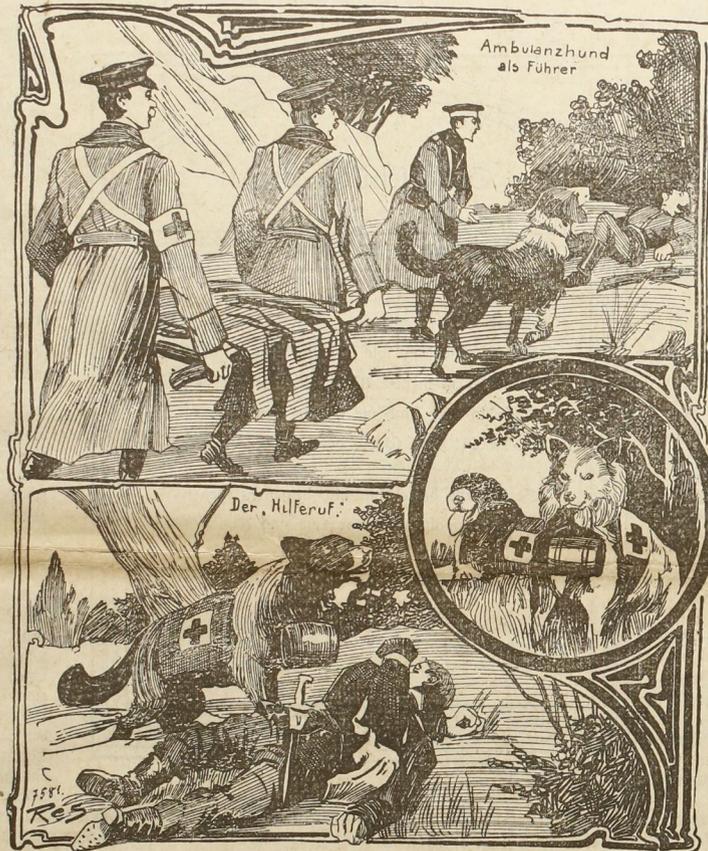
„Zwanzig Jahre später. Wieder ist es das Datum ihres Geburtstages. Wie ganz anders ist die Schrift, die mir da entgegenleuchtet. Fest, klar und hart sind die Buchstaben aneinandergereiht. Wie das Leben ihren Charakter, ihre Denkfähigkeit durch schweren Kampf gehärtet und alle Phantasie und alles poetische Empfinden daraus verbannt, so zeigen die Schriftzüge in feinen Zügen, wie der harte und kalte Hauch ihr feines Empfinden verdorrt und fahler Nüchternheit Platz gemacht. Sie schreibt:

„Nach zwanzig Jahren finde ich plötzlich mein altes Buch wieder, das einst in glücklicher Zeit mir Freund und Vertrauter gewesen! Was solls noch mit alten Erinnerungen? Ich habe sie längst abgestreift und unter tausend Tränen begraben. Und plötzlich stehen sie wieder vor meiner Seele und martern und quälen mich. Gehören sie wirklich mir? War ichs, die das geschrieben? Nein — das schrieb ein Kind des Glückes, umgeben von sorgender Liebe, beglückt und erfreut von allen, die sich ihr nahen! Das sonnige, heitere Kind ist tot, und ich, die lebt — ich bin eine alte Jungfer, ein verbittrtes, einsames Geschöpf, das alles Erdenleid genossen, dem jede Freude geraubt! Heute ist der Tag, an dem ich geboren bin! Wie sonderbar! Gleicht er nicht den anderen traurigen, eintönigen, dunklen Tagen? Nein, — er ist noch dunkler und trauriger, denn an ihm erwacht das, was sonst tot und still in mir ruht. Die bange Frage an das Schicksal entringt sich meiner müden Seele: Warum ward mir einst alles gegeben und dann alles geraubt?

Zu sah die Eltern sterben. Man nahm mir den Reichtum — harte Menschen nahmen das Letzte, was mir lieb und teuer war. Mein Bruder verließ mich, durch die bittere Notwendigkeit gezwungen, fern von mir seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Meine Freunde zogen sich von mir zurück; man mied mit einem Male die vor kurzem so Begehrte, so viel Umworbene und Umschmeichelte! Jede Tür, an die ich geklopft, blieb mir verschlossen. Und dann verriet er mich; feige zog er sich zurück und floh, als von mir der glänzende Mantel fiel, der mich sonst eingehüllt, nachdem der Reichtum, den meine Eltern besaßen, mit ihrem Tode sich als nichtig erwies! Wozu quälten mich all diese Gedanken — wozu vergleiche ich das Einst und Jetzt? Warum erwarte ich heute gerade noch etwas an meinem Geburtstage? Wie kindisch man doch ist? Ist nicht ein Tag wie der andere? Aber die alten Gedanken erwachen, und lassen sich nicht fortdrängen.

Wie trostlos war das Erwachen. Kein freundlicher Blick begrüßte mich am Morgen! Ich hoffte auf etwas Besonderes den ganzen Tag. Auch der Briefbote ließ sich nicht sehen, der ohnehin ein seltener

Der Krieg in Ostasien.



Ambulanz-Hunde (nach dem deutschen und italienischen Muster) bei der russischen Armee.

seines Kusses — meine Augen sehen nur ein Bild — meine Seele kennt nur einen Gedanken: ihn! Und die süße Melodie klingt mir berauschend ins Ohr, das Klüstern seiner Stimme: „Ich liebe Dich!“

Es gibt kein Ende! Wir haben einander — was könnte noch fehlen an unserer Seligkeit?

Ich vermag nicht mehr zu schreiben! Wie kalt und steif diese Worte sind. Würde ich vielleicht die Feder in mein Herzblut tauchen, die Buchstaben würden mir dann eher das wiedergeben, was ich ausdrücken will.

Gute Nacht, Geliebter, — nein — nicht gute Nacht! Morgen ist ja — licht und hell um mich und in mir! Selbst das Dunkel kann nicht die strahlende Helle meiner Seligkeit trüben!

Hier bricht das Tagebuch glatt ab. Es folgen kurze Aufzeichnungen. Der Tod des Vaters, der Mutter steht in kurzen Berichten angeführt. Mit dem Tode der Eltern, die kurz auf einander sie verlassen, brach auch das glänzende Haus zusammen. Vollständig

Gast bei mir ist. Von aller Welt vergessen! Auch mein Bruder hat nicht an mich gedacht. Wenn nütze ich noch auf der Welt — für wen lebe ich noch? Nur um mich weiter zu quälen in diesem sonnenlosen Dasein? Wenn ich sterben könnte — einschlafen für immer! Ohne Traum, ohne Sehnsucht —

Mit Mühe hatte ich die letzten Zeilen entziffert. Da wird die Tür geöffnet, und ein hochgewachsener Mann tritt über die Schwelle. Die kleine Lampe, die er in der Hand hält, beleuchtet ein schmales, feingeschnittenes Gesicht, das mit einem dunklen Bart umrahmt ist. Ich springe auf, und er sieht erstaunt in mein tränenüberflutetes Antlitz.

„Verzeihen Sie,“ begann ich unsicher, „ich wollte Marianne noch einmal sehen, und ich bin zu spät gekommen!“

„Auch ich bin zu spät gekommen! Ich war fünf Jahre im Ausland und hatte mir vorgenommen, sie zu ihrem Geburtstag zu überraschen. Das Schiff hatte sich um einige Stunden verspätet. Als ich nach Hamburg kam, fand ich keinen Aufschluß mehr und mußte die Nacht dort zubringen. Gegen Abend traf ich hier ein, und als ich mich vom Hotel aus sofort zu meiner Schwester begab, fand ich ihre Tür verschlossen. Niemand im Hause hatte ihr Ausgehen bemerkt. Ich wartete bis zur Nacht — dann ging ich voll Angst und Unruhe zur Polizei, stellte mich dort vor und bat, mir das Zimmer zu öffnen. Ich fand sie scheinbar schlafend in dem alten Lehnstuhl liegen. — Ein Herzschlag scheint ihrem Leben ein Ende gemacht zu haben. Und es hätte sich vielleicht jetzt reicher und glücklicher gestalten können. Ich wollte sie mit mir nehmen — mein Weib harret ihrer in Liebe und Sehnsucht. Meine Kinder hätten sie mit Zärtlichkeit und Liebe umgeben. Sie war der gute Geist in unserem Hause gewesen — und vielleicht wäre unter unserem stillen Dach, behütet und umgeben von schirmender Liebe, noch einmal das zum Leben und Blühen erwacht, was das harte Leben, die Schwere des Unglücks und die bitteren Enttäuschungen so früh verdorrt! Vielleicht hätten die reichen Eigenschaften ihres Herzens sich von neuem entfaltet, und wir wären glücklich gewesen, wenigstens einen letzten Sonnenschein des Glückes in ihr Leben zu tragen! — „Du spät —“ flüsterte er leise mit tränererfüllter Stimme.

Wir saßen beide noch still bei einander. Ich legte die Blumen auf das kleine Buch. Am nächsten Morgen fanden wir beide allein an dem frischen Hügel, der eben aufgeworfen war. Ob sie vielleicht aus fernem, lichten Höhen auf uns niedersieht? Und die Bitternis geschwunden ist, die ihr armes Leben so hart gemacht? Sie war dennoch nicht einlam und verlassen. Es knieten zwei Menschen an ihrem Grabe, die aus innigstem Herzen für ihren Frieden beteten.

In der Postkutsche.

Eine kleine Geschichte aus der Zeit, „als der Großvater die Großmutter nahm.“
Von Elise Meerstedt.

Schwerfällig rasselte die Postkutsche auf der Straße, die von Dresden nach Leipzig führt, dahin. Sei huffa, wie der Schwager die Peitsche schwingt, daß es eine Lust ist, und wie die vier dicken Gänse hurtig ausgreifen, wenn sie des Schwagers feste Hand verspüren! Der Postillon muß doch sein ganzes Können in der Kunst des Hosselentens zeigen, denn eine gar hübsche Demoiselle, fein und zierlich anzuschauen, hat in der Posthalterei der Stadt Dresden seine Kalesche bestiegen und es sich darin mit viel Gepäck und einer alten Tante bequem gemacht. Die Junge muß wohl ein gar reich und vornehm Jungfräulein sein, überlegt er sich, denn ihre Kleider waren von feinstem Stoffe, das Hüßchen mit großen wallenden Federn garniert und lange seidene Handschuhe spannten sich über zierliche Finger und wohlgerundete Arme. Ein gut Trintgeld war ihm gewiß und in der Vorfreude auf den blanten Silbertaler, den ihm die Demoiselle gewiß nach beendeter Fahrt in die Hand drücken würde, faßt

er nach seinem Posthorn und „Es stehen drei Sterne am Himmel!“ schallt es lustig in die Weite.

Während der Schwager kreuzfidel sein Stücklein bläst, sitzt die hübsche Demoiselle in einer Ecke der Postkutsche, vis à vis die alte Tante und schaut mitmühtig zum Fenster hinaus. Die nickenden Gräser und Halme, die bunten Blümlein, der blaue Himmel und der goldne Sonnenschein, überhaupt der ganze Zauber eines prächtigen Sommermorgens, vermögen sie nicht aus ihrer Mißstimmung zu reißen. Sie hatte sich so reizend bei Tante und Onkel Ordinaris Valter in Dresden amüsiert, und vorläufig noch gar nicht an die Heimreise gedacht. Da schreibt ihr gerade vor einer Woche ihr gestrenger Herr Papa, sie solle möglichst in der Mitte des Monats Augusto in Leipzig wieder eintreffen, da der Sohn seines weiland Freundes Magister Erbher, der Doktor Medicinae Jobst Erbher, seinen hochwertigen Besuch angemeldet habe, und der Herr Papa ließ durchblicken, daß ihm eine Verbindung seiner Tochter Jeannette mit eben besagtem gelehrten und reputierlichen Herrn sehr erwünscht sei, finkemalen ihn der Herr Doktor gebeten habe, ob er sich um die Gunst der Demoiselle bewerben dürfe.

Aber Jeannette hatte ihr allerliebste Stumpfnäschen lieb erhaben und Mansell Brausewetter, ihrer Begleiterin, Vertrauten und Wärterin aus der Kinderzeit trotzig erklärt, wenn der Doktor Erbher noch so



der Sieger im Gordon-Bennet-Wenken.

reputierlich und manierlich sei, sie ihn doch höchst ungnädig behandeln würde.

Jeannette trug nämlich ein Ideal in ihrem neunzehnjährigen Herzen, natürlich im tiefsten Winkel verborgen, das hatte schwarze Augen, so ganz eigen feurig, milchweißen Teint, rosige Wangen und eine hohe, schlante Gestalt. Gesehen hatte sie diesen Ausbund von Schönheit vor vier Jahren, wo er ihrem Papa eine Visite gemacht hatte.

Sie war damals im Garten gewesen, hatte in einem himmelblauen Kleide mitten unter Selbweiglein, Reseden und Rosen gestanden, als der Monsieur tiefgründend an ihr vorübergeschritten war, und sie, nach Art eines fein sittamen Jungfräuleins hatte mit einem Knix und gesenkten Augenlidern seinen Gruß erwidert. Doch als sich die Gartentür hinter dem charmanten Herrlein geschlossen hatte, war Jeannette — sie konnte damals nicht widerstehen — in die Jasminlaube an der Gartenmauer geeilt. Von da aus konnte man den Weg übersehen, und sie hatte dem Junter nachgeblickt, und auch er hatte sich umgeschaut, das hübsche Jungfräulein entdeckt und grüßend seinen Dreispitz geschwenkt. Seitdem hatte das Bild des schönen fremden Junters sich tief in Jeannettes kleines Herz und eigeninniges Köpichen eingegraben. Und damals hatte sie gelobt, keinen anderen als Ehegepons zu folgen, als dem schwarzäugigen Fremden, oder unvernähnt zu sterben. Und jetzt wollte man so eigenmächtig über ihr Herz und ihre Hand verfügen. Das ließ sie sich einfach nicht gefallen.

Immer weiter rasselte die Postkutsche. Der Schwager hatte eben das schöne Lieb beendet: „Gestern

Abend in der stillen Ruh“, als der Wagen an einer Station vorbeifuhr, wo die Pferde gewechselt werden sollten. Auch ein Reisender schien noch mitzumollen, er sprach mit dem Posthalter und drehte der Postkutsche den Rücken zu, so daß Jeannette sein Antlitz nicht sehen konnte. Doch sie mochte es auch gar nicht sehen, sondern hatte eben in ihrem tiefsten Innern allen Männern Fehde geschworen, den einen schwarzäugigen natürlich ausgeschlossen. Und richtig, der Fremde wandte sich jetzt und schritt auf die Postkutsche zu.

Schnell schloß Jeannette die blauen Augen, um ihn nicht zu sehen. Jedoch als er mit höflichem Gruß einstieg, blitzelte sie ein ganz klein wenig — neugierig wie alle Coastächter — unter den fast geschlossenen Lidern hervor. Doch erblickte sie, da der Fremde sehr hoch gewachsen war, nichts weiter, als hohe beladete Stulpenstiefel, ein grünfedernes Beinleid und als der schwarze Reifemantel mit den großen silbernen Knöpfen an der Wagentür hängen blieb, noch einen purpurschwarzen Rock mit langen Frackschößen.

Der mächtige Koffer des Fremden war oben auf die Postkutsche befördert worden, jedoch brachte er, gleich Jeannette, auch noch etliches Handgepäck mit. Und da Mansell Brausewetter die zwei noch freien Sitze mit den Schächeln und Schächelchen ihrer Demoiselle belegt hatte, und der Fremde es durchaus nicht leiden wollte, daß die Mansell all diese Sachen auf ihren Schoß nahm, so war Mansell Brausewetter bald im schönsten Gespräch mit ihm. Galant erklärte der Fremde, sich zum Postillon setzen zu wollen, doch das wollte natürlich die Mansell nicht leiden, und schließlich einigte man sich dahin, das Mansell Brausewetter und der Monsieur beide das Gepäck auf ihre Knie nehmen wollten. Und bald thronten denn einige von Jeannettes Schächeln auf den grünfedernen Anausprechlichen des fremden Junters.

Wieder setzte sich die Kalesche in Bewegung. Und da jetzt noch ein Monsieur zugestiegen war, dem es sicher auch nicht auf ein gutes Trintgeld ankam, so schmetterte der Schwager abermals seine lustigsten Weifen in die Lüfte, und die Peitsche knallte dazu, daß es eine Lust war.

Der Fremde saß neben Jeannette. Aufmerksam stellte, und beobachtete ab und zu heimlich das reizende Gesichtchen, so weit es unter der gepuderten Perrücke und dem großen Federn- und Rosenhut sichtbar war.

Zu gern hätte er mit der Demoiselle ein Gespräch angeknüpft, aber das ließ sich schiedlich nicht machen, er konnte sie doch unmöglich in ihrem süßen Schlummer stören. Und so begnügte er sich damit, liebevoll ihre Schächeln und Schächelchen an sich zu drücken.

Der lachende Sonnenschein war vorüber. Grau, trübe, einförmig sah der Himmel aus, und bald begann ein feiner Sprühregen heriederzurieseln. Immer dunkler wurde es in der Postkutsche. Mansell Brauseweters Kopf mit dem unförmlichen Gute schwannte herüber und hinüber, bis er schließlich in der Wagen-ecke Ruhe fand. Bald hörte man denn auch von dieser Ecke her ein ganz behagliches Schnarchen — Mansell war süß und fest entzuschlummert.

Immer schmutziger und aufgeweichter wurden die Chausseen, der Wagen schwannte oftmals bedenklich hin und her, und als er in eine tiefe Furche geriet und einen mächtigen Stoß erhielt, wurde Jeannette zur Seite geschleudert. Ihr reizendes Köpichen mit dem Rosenhute fiel ziemlich unanft an ihres Nachbarns Schulter, dem bei der Verührung gleich ein süßer Schauer vom Scheitel bis zu den Fußspitzen lief.

Besorgt erkundigte er sich bei der Demoiselle, ob sie sich auch nicht meh getan oder gar verletzt habe. So war denn Jeannette, wollte sie den manierlichen Junter nicht absichtlich beleidigen, gezunnen, ihn anzuschauen und — trügen sie denn ihre Augen in dem ungewissen Dämmerlichte der Kalesche? Das ist ja wirklich und leibhaftig ihr schwarzäugiges Ideal, das zu ihr spricht. Wie eine süße Melodie klingt Mansell Brauseweters Schnarchen an ihr Ohr, die wird so bald nicht erwachen, und sie ist allein — ganz allein mit dem Geliebten! Welch himmlisches Gefühl!

Und ihres Nachbarn Herz schlug wie ein Hammer unter dem pfrischfarbenen Frack. Das ist ja die süße Demoiselle, die damals in dem himmelblauen Kleide unter den Gelbweiglern, Rosen und Nelken gestanden und ihm von der Jasminlaube aus nachgesehen hatte, sein Bräutigam in spe, wenn es ihm gelang, ihre Gunst zu erringen. Die Einwilligung von hochhero Vater besaß er ja schon.

Und er beginnt mit angenehmer, einschmeichelnder Rede und gar fein gelegten Worten zu Demoiselle zu sprechen. Und Jeannettes Herz brennt lichterloh. Als sie bei einer Wegbiegung nach einem unansehnlichen Pluck des Postwagens wieder einmal an seine Schulter sinkt, legt er ganz fein sacht und manierlich den Arm um sie, während er mit dem anderen die vielen Schachteln hält, und Jeannettes Blick verfliehet nach der schnarrenden Mamsell Brausewetter schweift.

Mon dieu, wer doch jetzt sterben könnte, fährt es ihr durch den Sinn, indem ihres Nachbarn Arm sie fester umfaßt, und die Schachteln nahe daran sind, von den Grünfeldden herabzurutschen. Es dauert denn auch gar nicht lange, da gibt es einen lauten Krach und die Schachteln mit samt ihrem Inhalt liegen am Boden. Die plötzlich erwachte Mamsell Brausewetter weiß nicht, soll sie mit entsehteren Augen auf das Chaos der tausend Gegenstände schauen, die verstreut umherliegen, oder auf ihre Demoiselle und den fremden Monsieur, die eben bei ihrem Erwachen — sie sah es genau — erschreckt auseinanderlaufen.

„Am Gotteswillen, Demoiselle,“ zetert Mamsell Brausewetter, „wenn das der gnädige Herr Papa wüßte. O, daß ich auch einschlafen mußte!“

„Und Monsieur!“ wendet sie sich an den schwarz-äugigen Fremden, „ist es Sitte, daß ein manierlicher, reputierlicher Junter ein sitfam Jungfräulein küßt, das schon von hochhero Vater einem wohlbestallten Doktor Medicinae angelobt ist?“

„Wie? Was?“ kommt es entsetzt aus des Fremden Munde.

Und Jeannette schluchzt: „Ich heirate den aufgedrungenen Freier aber nicht! O, wenn ich doch sterben könnte!“

Und hastig krant sie in ihrer Tasche nach des Vaters Brief und reicht ihn dem Fremden: „Nennen Sie mich Alice.“ „Monsieur.“ kommt es lechzend von ihren Lippen, „Sie können doch nicht dulden, daß ein unbedürftiges Jungfräulein so verachtert wird. Ich kenne den entleglichen Doktor Erbsler nicht mal. O, wenn er doch bei des Teufels Großmutter brüete!“

„Am des Himmels willen!“ ruft atemlos Mamsell Brausewetter und betruztigt sich von allen Seiten. „Wie kann nur die Demoiselle solch gotteslästerliche Reden führen!“

Nur der Fremde hat seine gute Laune wiedergesunden. Er schaut bald von Mamsell Brausewetter zu Jeannette und umgekehrt, mehrmals öffnete er auch den Mund zum Reden, doch bei dem Gezeter der beiden Frauen kann er garnicht zu Worte kommen.

Witterweile ist der Postwagen schon längst durchs alte Grimmaische Stadtor der Stadt Leipzig gefahren und hält vor der Posthalterei, aber noch immer ist der Fremde nicht zu Worte gekommen.

Schnell springt er aus der Kalesche, um den beiden Frauen beim Aussteigen mit behilflich zu sein, als sich ihm auch schon eine Hand entgegenstreckt.

„Willkommen mein lieber Doktor Erbsler,“ sagt die Stimme von Jeannettes Vater und aus dem Innern der Kalesche klingt ein kaum unterdrückter Freudenstrei. Mit einem Satz ist Demoiselle Jeannette aus dem Wagen gesprungen, daß die hohen Gadenstühlgchen nur so klappen und hängt ihrem Vater am Halse, und Mamsell Brausewetter flüstert für sich: „Es ist gerade, als ob der leidhaftige Satanas sein Spiel getrieben hätte.“ Und auch später noch, als das junge Paar schon längst verheiratet war, meinte sie, in der Postkalesche sei es damals nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Blutandrang nach dem Kopf.

Unsere Auffassung von der Blutbewegung hat in den letzten Jahrzehnten mannigfache Aenderungen erfahren. Ursprünglich war man auf Grund der Befunde in der Anatomie, wo in die Adern der Leichname eine rote Masse getrieben wurde, der Ansicht, daß in ähnlicher Weise auch das Blut gleichfalls alle Adern des Körpers, und besonders diejenigen mit frischem, sog. arteriellem Blut ausfülle. Diese Vorstellung ist heute durch die Beobachtungen am Lebenden, sowie durch mancherlei Berechnungen als völlig widerlegt zu betrachten. Wir haben garnicht soviel Blut, um alle Adern des Körpers mit Blut füllen zu können, und wir müssen im Gegenteil annehmen, daß ohne besonderen Grund in den meisten Gefäßen des Körpers nur ein ganz mäßiger Blutstrom zu rinnen pflegt.

Dieser gebräuchliche Stand des Blutstroms ändert sich normal nur in dem Fall, wenn die Funktion irgend eines Organs in erheblicher Weise in Anspruch genommen wird. Mit dem Moment, in dem wir die Muskeln des Armes bewegen, beginnt in den Arm eine erhöhte Blutmenge zu strömen, mit dem Moment, in dem wir Speisen in den Magen einführen, beginnt ein erhöhter Blutzufluß nach dem Magen, mit dem Moment, in dem wir eine intensive geistige Tätigkeit aufnehmen, beginnt das Blut in verstärktem Strom nach dem Gehirn zu fließen. Trotzdem kommt der Körper mit einer verhältnismäßig geringen Blutmenge aus, da die Blut im einen durch die Ebbe in andern Organen ausgeglichen wird.

Für die Regulierung dieser außerordentlich wichtigen Vorgänge im menschlichen Körper werden alle Blutgefäße des Körpers von feinsten Nerven begleitet, welche auf die leisesten Regungen im Zentralorgan unseres Körpers eine Erweiterung oder Verengung der Blutgefäße bewirken. Daß in diesen feinen Vorgängen, die andererseits aber eigentlich unser ganzes Leben beherrschen, leicht Störungen eintreten können, ist durchaus begreiflich. Jedes Organ bedarf einer bestimmten Abwechslung in Tätigkeit und Erholung; ein Muskel, der gar nicht in Gebrauch kommt, verkümmert, ein Muskel, der durch übermäßigen Gebrauch überanstrengt wird, leidet gleichfalls ganz erheblich. In beiden Fällen sind die Blutgefäße mit ihren feinsten Nerven in Mitleidenschaft gezogen, ja, in ihnen ist sogar wahrscheinlich die Hauptursache für die Degeneration zu suchen. Im Fall des Nichtgebrauchs wird dem Organ allmählich überhaupt kein Blut mehr zugeführt, es geht also insolge mangelnder Ernährung zugrunde. Eine Ueberanstrengung eines Organs bewirkt andererseits aber eine Störung in der regulatorischen Tätigkeit der gefäßleitenden und verengenden Nerven, welche sahmsgelegt werden; es kommt zu einer dauernden Blutfülle, welche Entzündung oder wenigstens Blutstauung und Stockung in dem betreffenden Organ und damit Störung seiner Tätigkeit zur Folge hat.

Es hat zu allen Zeiten in den populären wie wissenschaftlichen Hellmethoden Schlagworte einerseits, Verlegenheitsworte andererseits gegeben; beide haben das Gemeinsame, daß recht unklare Begriffe hinter denselben stecken, daß sich jeder eine ganz verschiedene Vorstellung macht, ohne aber den Drang in sich aufkommen zu lassen, der Sache näher auf den Grund zu gehen. Auch für das Wort „Blutandrang nach dem Kopf“ pflegen zehn Menschen im Grunde zehn verschiedene Vorstellungen zu haben. Wodurch entsteht dieser Blutandrang nach dem Kopf? zu welchen Folgen führt er? auf welche tieferen Ursachen beruht er?

Ohne den Anspruch erheben zu wollen, eine anerkannte Doktrin vorzutragen, möchte ich im folgenden ein Bild geben, wie ich mir das Wesen des Blutandrangs nach dem Kopf vorstelle. Es gibt zwei Tatsachen im Leben des Kulturmenschen, welche ihn vom Naturmenschen stets unterscheiden werden. Der Kulturmenschen entfaltet eine sehr viel größere Denkfähigkeit, er nimmt das Gehirn in viel höherem Maße in Anspruch als der Naturmenschen, und andererseits ist bei ihm die Notwendigkeit der Zuanpruch-

nahme der Bewegungsorgane eine sehr viel geringere. Die Konsequenzen dieser Tatsachen sind nach zwei Richtungen zu suchen. Erstens bewirkt die erhöhte Denkfähigkeit eine Blutüberfüllung des Gehirns und eine Entblutung der Bewegungsorgane, zweitens wird aber auch eine Herabsetzung des Stoffwechsels bewirkt. Es ist nämlich mit der einseitigen Denkfähigkeit eine eigene Sache. Psychologisch und auch entwicklungs-geschichtlich betrachtet ist das Gehirn nur das Organ, das auf die Eindrücke der Außenwelt die entsprechenden Aeußerungen unseres Organismus vermitteln soll. Auf den äußeren Eindruck soll die Handlung folgen, und das Gehirn soll nur die richtige Handlung bestimmen. Das eigentliche Nachdenken ohne entsprechende nachfolgende Tätigkeit kann man schon fast als krankhaft bezeichnen, jedenfalls als nicht der ursprünglichen Bestimmung des Menschen entsprechend.

Drei Erscheinungen sind es aber auch, welche wir beim Kulturmenschen oft auftreten sehen, Blutüberfüllung des Gehirns, Kälte der Füße und Hände und schlechte Verdauung. Für meine Person erkläre ich mir dieselben im oben angebehteten Sinn. Manche gegenteilige Ansicht wird sich finden. Schon seit Th. Hahn, Lehmann legt man der Blutbeschaffenheit in der Naturheilmetode eine übertriebene, und der Blutverteilung eine zu geringe Bedeutung bei. Sagen wir: wenigstens theoretisch, denn praktisch hat ein großer Teil der Wasseranwendungen keinen andern Zweck, als die Blutverteilung geeignet zu regeln. Man denke an die heißen Kompresen, die Eisbäder, die Teildampfbäder, die Kneippchen Güsse, die lokalen Lichtbestrahlungen usw. usw., lauter Anwendungen, welche dem praktischen Bedürfnis entsprechend, immer mehr an Stelle der theoretisch so wohl begründet erscheinenden Ganzpackungen und Kastenampfbäder treten.

Chronischer Blutandrang nach dem Kopf hat zunächst die unangenehme Konsequenz, daß er die geistige Leistungsfähigkeit eines Individuums sehr bedeutend herabsetzt; es soll damit nicht gesagt sein, daß diese Tatsache stets dem Befahsteten zum Verwufstsein kommt. In steigendem Maß pflegt ein Mangel an Energie, oder wenigstens ein deutliches Schwanken derselben einzutreten. Man kann den Zustand als nervöses Leben bezeichnen. Erkrankt sind allerdings nicht die Nerven, an welche wir sonst zunächst denken, sondern jene feine Nervenfäden, welche die Blutgefäße auf ihrer weitverzweigten Bahn begleiten, sind von einer Erschlaffung betroffen. Die Verjorgung der arbeitenden Organe und Organbezirke geht langsamer und schleppender vor sich, und darunter leidet die einzelne Leistung wie der ganze Körper.

Ein endgiltiges Ausbleiben des Blutandrangs nach dem Kopf ist sehr schwer herbeizuführen. Um so wichtiger, daß derselbe schon bei der Jugend von seiten der Eltern möglichst verbütet wird; es genügt, darauf zu achten, ob die Kinder nicht mit roten Waden, glänzenden Augen und kalten Füßen über ihren Büchern und Lehraufgaben sitzen, und sie gegebenen Falles unbarmherzig auf eine Viertelstunde ins Freie zu schicken oder sie wenigstens zu einem Gang im Zimmer oder in der Wohnung anzubalten. Auch für Erwachsene ist Bewegung im Freien, ganz besonders das Radfahren, von der allergrößten Wichtigkeit; wer Neigung zum Blutandrang hat, sollte nie längere Zeit ununterbrochen am Pulte arbeiten oder schreiben; von Kant weiß die Geschichte zu berichten, daß er, um das lange Stillstehen unfreiwillig unterbrechen zu müssen, sein Taschentuch in der entgegengesetzten Seite des Zimmers unterbrachte. Von gutem Erfolg sind in ausgebiteteren Fällen kombinierte Wasser- und Bewegungskuren, von denen die eine die andere trefflich unterstützen kann. Oft ist es allerdings schwierig, den Patienten die nötige Willenskraft zur programmmäßigen Durchführung einer solchen Kur einzufößen.

Dr. med. Bilfinger,
bitig. Arzt des Sanatoriums Johannisbad.

Vermischtes.

Die Sphinx von Gisch in Gefahr. Wie eine orientalische Zeitung meldet, soll sich — nach dem Bericht mehrerer Sachverständiger — die Sphinx von Gisch in Gefahr befinden, durch die Sandstürme der Wüste allmählich verhölltet zu werden. Die Verhölltung durch den Wüstenwind beschränkt sich jedesmal freilich nur auf einige 10 cm. Wenn man in Verhältnis hierzu die Größe der Sphinx betrachtet, so ist auf eine weite Zeitpanne hin das ehrwürdige Denkmälchen jedenfalls noch vor dem gänzlichen Verschwinden gesichert. Der Kopf allein mißt, vom Hals an gerechnet, 9 m, die ganze Länge, von den Taten bis zum Beginn des Schwanzes, beträgt 57 m. Wenn diese Verhölltung völlig eintreten wird, ist vorläufig noch gar nicht abzusehen. Bekanntlich ist die Sphinx von Gisch, die 500 m von der großen Pyramide entfernt steht, älter als diese selbst. Aus einer in die Seite gravierten Inschrift erfährt man, daß sie von Cheops, dem Erbauer der ersten Pyramide, „ausgebeißert“ wurde.

Ein Missionar als Papuaschäppling. Das Missionar und Reisende, um ihr Leben zu retten, Mitglieder eines wilden Stammes wurden, ist schon öfter vorgekommen. Aber selten hat sich ein Weißer bereit gefunden, nicht nur Mitglied, sondern auch Häuptling eines Kannibalenstammes zu werden. In Neu-Guinea lebt jetzt ein Engländer als Häuptling eines schwarzen und wilden Stammes der Papuas, die ursprünglich Kannibalen waren. Vor etwa elf Jahren begab sich der Rev. W. E. Bromilaw, nachdem er als Mitglied der meslanischen Mission auf den Fidschij-Inseln gewirkt hatte, nach Neu-Guinea. Als er sechs Jahre in Lande war, erkrankte ein alter Häuptling, und die eingeborenen Medizinmänner konnten keine Besserung in seinem Befinden bewirken. Als der Tod schon nahe war, verfiel einer darauf, den Missionar zu rufen. Dieser Anrufung wurde Folge gegeben, und da Bromilaw wie alle Missionare etwas von der Medizin verstand, gelang es ihm, dem Häuptling das Leben zu retten. Als Zeichen seiner großen Dankbarkeit erbot sich der Häuptling, Bromilaw zum Stammesmitglied zu machen und ihn in eine geheime Gesellschaft aufzunehmen, deren Mitgliedschaft zu vielen Privilegien berechtigte. Der Missionar nahm die Ehre an, und als vor kurzem der alte Häuptling starb, wurde Bromilaw zu seinem Nachfolger gewählt. Vor kurzem ist der Missionar Rev. G. W. Walker, der Bromilaw persönlich kennt, aus Neu-Guinea nach London zurückgekehrt und berichtet, daß der „Häuptling“ sich in seiner roman-tischen Stellung vollkommen befriedigt fühlt.

Taschendiebe auf der Weltausstellung. Die Londoner Taschendiebe sind bereits in Scharen nach St. Louis gereist, wo sie auf glänzende Gehälter rechnen. Ein Londoner Detektiv erzählte darüber dem Vertreter eines Londoner Blattes: Die Diebesgesellschaften bilden hier bereits eine Organisation auf geschäftlicher Grundlage, sie haben ihren Chef, dem über die Schwärze des Tages genauer Bericht abgefordert werden muß. Gegenwärtig nun ist St. Louis von den Herren der „Vangfinger-Junk“ als besonders günstiges Feld in Aussicht genommen worden. Sie rechnen dabei auf die allgemeine Erregung, die die Ausstellung hervorruft und die die sonst so vorlässigen Amerikaner ganz koplos macht. Die Diebe gehen stets gut gekleidet, wohnen in den ersten Hotels und sind sehr freigebig in Geldausgaben. Ihre Einkünfte sind denn auch dementsprechend hoch. Im allgemeinen schätzt man nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß jedes Mitglied der Bande etwa 400 Mark pro Woche einnimmt.

Heiteres.

Ausrede. Landvikar (der erst vor kurzem seine Stelle angetreten hat): „Michel, Ihr müßt nicht so viel Schnaps trinken. Wasser! Das ist viel gesünder.“ — Michel: „Ja, schaum S', Hochwürden, die Gegend ist halt sehr wasserarm.“

Berühmung. Dntel: „... Wenn ich Dir auch das Geld gäbe, so würdest Du es doch nur brauchen, um Schulden zu bezahlen! Geholten wäre Dir damit doch nicht!“ — Neffe: „Aber, better Dntel, hast Du denn jemals gehört, daß ich Schulden bezahlt habe?!“

Fortschrittlich. „Sie verkaufen fast täglich frische Butter — und haben doch gar keine Kühe!“ — „Ja — das war mir schon z' dumm, wenn ich mit meiner Butter von so einer dummen Kuh abhängen müßte!“

Der Pantoffelheld. A. (zu B.): „Wieviel Glas Bier trinkst Du denn abends dagem?“ — B.: „Das kommt ganz darauf an, ob meine Frau Durst hat oder nicht!“

Daßer der Name. Passagier (der sich an einem Bahnhofsbuffet etwas zum Essen auslöchen will, zum Buffetmädchen): „Sie, was ist denn das, wo so viele Fliegen drauf sitzen?“ — „Ein Appetitsbröckchen!“

In deutsch. Bahnarzt: „So, das Gefäß sieht wunderbar. Bitte wollen Sie nun einmal das Sprechen probieren, möglichst laut und deutlich.“ — Patient (schreit laut): „Herr Doktor, ich habe kein Geld, Sie bezahlen zu können.“

Zu spät. Mann (im Zank mit seiner Frau): „... Seht, wo wir sechs Jahre verheiratet sind, nennt Du mich einen Esel! Hättest Du das nicht gleich sagen können!“

Kindlich. Dntel: „Denke Dir nur, Fränzchen, wir haben an demselben Tage Geburtstag!“ — „Ach, dann sind wir ja Zwillinge!“

Druckfehler. (Aus einem Feuilleton) „Die Veranstaltung war als eine durchaus gelungene zu betrachten. Besonders erfreulich war es, daß der Gesangsverein das Fest mit seinen Vorträgen verschönte.“

Falsch verstanden. „Sie bitten um die Hand meiner Tochter? Ja, sind Sie denn in der Lage, eine Frau unterhalten zu können?“ — „Aber ich bitte Sie, bei meinem Humor!“

Räffel-Ecke.

Quadrat - Räffel.

a	a	a	b	b
e	e	e	e	i
i	i	i	i	i
l	n	n	p	r
r	s	s	s	s

Die Buchstaben des vorstehenden Quadrats sind fo zu stellen, daß die Senkrechten gleich den Bagerediten ergeben: 1. Eine französische Stadt. 2. Einen juristischen Beweis. 3. Einen Menschen. 4. Einen Dichter. 5. Eine italienische Stadt.

Silberräffel.

de — dol — es — go — her — kar — ler — mi — ne — os — os — rust — schuk — sen ta — we.

Aus vorstehenden 16 Silben sind sieben Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, einen berühmten Dichter ergeben.

Die Bezeichnungen der Wörter sind: 1. Eine Münze. 2. Ein weiblicher Vorname. 3. Eine preussische Stadt. 4. Ein männlicher Vorname. 5. Eine Blütenart. 6. Eine Stadt in America. 7. Eine Stadt an der Donau.

Anagramm.

Unter Italiens blauem Himmel ich lag Bei Eins-zwei-drei-vier-fünf-sechs im Mai, Träume daselbst so herrlich Tag für Tag; Aber plötzlich ward mit dem Träumen vorbei.

Einmal raschelt im Laub. Ist's Rina? Nein, Eine Fünf-zwei-eins-sechs-vier-drei schleicht Tüchtl'ich heran und beißt mich in das Bein. So hat das Träumen schnell ein End erreicht.

Auflösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Lösungen der Räffel aus voriger Nummer:
S o g o g r y p h : Armut — Ammut.

Geschäftliches.

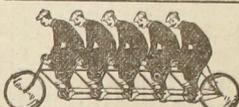
Wer sich ein Fahrrad auf Abzahlung anschaffen will, sei auf das heutige Inserat der Roland-Maschinen-Gesellschaft, G. m. b. H. zu Köln, hingewiesen, deren Räder sich eines vorzüglichen Rufes erfreuen. Die prachtvolle Preisliste erhalten unsere Leser auf Verlangen kostenfrei zugefandt.

Nur wer selbst Raucher ist, weiß sehr gut den Unterschied zu schätzen, der in den Qualitäten von Zigarren und Rauchtabaken liegt, er weiß aber auch, daß man häufig für sehr viel Geld nicht zu genießendem Kraut erhält, daher soll jedermann sich besonders vorsichtig sein, und beim Einkauf seiner Zigarren und Tabake nur direkt auch bei wirklichen Fabrikanten seinen Bedarf decken. Häufig legen sich Händler den Namen Fabrikant bei, um dadurch die Kundenschaft zu täuschen und ihre meistenteils sehr minderwertige Ware an den Mann zu bringen. Wirklich gute, und reelle, sehr qualitätsreiche Waren kauft man direkt von den Zigarren- und Tabakfabriken mit Dampftrieb Gebrüder Wedemann, Eigersleben (Provinz Sachsen) Filialfabrik Mischebach, Unterfranken. Die Firma liefert preiswürdige Qualitäten feiner Zigarren, aus den besten, reinen Tabaken verfertigt, in allen Preislagen. Der über 400 photographische Abbildungen enthaltende Preis-Katalog steht jedermann gern zu Diensten und wird kostenlos und frei zugefandt.

Briefkasten.

Herrn v. W. stad. phil. Besten Dank für das eingefandte schöne Gedicht.

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenigen Tagen. Nachdem Sie alles Mögliche erfolglos angewandt, mach. Sie einen letzten Versuch mit Crème Any: es wird Sie nicht reuen! Mk. 2.— franco. Nachh. Mk. 2.45. Verlangen Sie unsere vielen Danksch. Gold. Med. London, Berlin, Paris. Licht nur allein durch Apotheke zum eisern Mann, Strassburg i. E. 8.



„Superior“-Fahrräder

sind auch für Saison 1904 unbedingt die besten und trotzdem ausserordentlich billig! Haben Sie Bedarf in Fahrrädern und Fahrrad-Zubehörteilen, so fordern Sie meinen Haupt-Katalog, der Ihnen kostenlos zugestellt wird; derselbe bietet reichhaltige Auswahl bei allerbilligster Preisstellung.

Hans Hartmann, Eisenach 60.

Korpulenz Fettseligkeit

mit 6 Behefter durch 6 Tonnal-Zucker-Behandlung mit gold. Medaillen u. Ehrenplomben. Kein harter Leib, keine starken Stützen mehr, sondern jugendlich schlanks, elegante Figur und gesunde Saftigkeit. Kein Heilmittel, kein Geheimmittel, sondern naturgemäße Hilfe. Garantiert ungeschädlich für die Gesundheit. Keine Diät, keine Veränderung der Lebensweise. Vorsicht! Wirkung. Paket 2.50 Mk. franco gegen Postnachn. an: **D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 72.**

Elektr. Klingel, Moment-Beleuchtung, Telephone und Motore **Georg Schöbel Leipzig 26.** Illustrierte Preisliste gratis. Reichsstrasse

Musik im Hause Spieldosen unter Garantie versend. portof. Thüringer Musikhaus Apolda 10. Katalog gratis und franco.

Deutsche erstklassige Solidaria-Fahrräder auf Wunsch Teilzahlung Anzahlung 20, 30, 50 Mk. Abzahl. 8 bis 15 Mk. monatlich. Enorm billig. Preis. Preisliste grat. u. franco. **J. Jendrosch & Co., Berlin NW, Siemensstr. 72.**

Unterricht in Massage sowie Wassermanipulationen etc. erhalten Herren u. Damen im 1890 gegr. Institut von **Max Lindner, Dresden-A.** Strehlenerstr. 31. — Aerztl. Attest Stellennachweise. — Prosp. grat. u. frk.

Magerkeit.

Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekront goldenen Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 80 Pfund Zunahme, garantiert ungeschädlich. Streng reell — kein Schwindel, viele Dank schreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung 2 Mark. Postnachn. od. Nachn. exkl. Porto. **Hygien. Institut D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 72.**

Sommerproffen, Mitterer, unreine Haut beseitigt unter Garantie eine Flasche „Odonas“ à 3 Mk. franco. **Cosm. Laboratorium F. Plagemann, Berlin, Böttcherstrasse 30.**

Thüringisches **Technikum Jmenau** Maschinen- und Elektrotechnik, Abteilung für Ingenieure, Techniker und Werkmeister. Lehrfabrik

Königreich Sachsen **Technikum Hainichen** Höhere Lehranstalt für Maschinen- u. Elektroingenieure, Techniker und Werkmeister. Programme kostenfrei.

Haar-Feind von Franz Schwarzius entfernt alle Haas, Geheule u. Armbare sicher sofort und ungeschädlich. Dose 2 Mk. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 u. Colonnaden. **Enthaarung.**

Cliches Autotypie und Strichätzung **Wilhelm Greve** Graph. Kunstianstalt **Berlin S.W. Ritterstrasse 50.** Schnellste Lieferung Billigste Preise

Wissen Sie es schon? dass Sie sich ans Ihre resp. jedem ohne Abänderung desselben **ein Motorrad** machen können ohne Hunderte von Mark auszugeben? Verlangen Sie sofort Prospekt und Preise hierüber. **Komet-Fahrradwerke A.-G., Dresden 206.** Beste und billigste Bezugsquelle für Fahrräder und Zubehörteile.

Sieben erschien die IV. Auflage der **Karte zum russisch-japanischen Krieg.** Maßstab 1:690000 in 8 farbigem Druck, mit Umschlag. Größe 54x42 cm. **Preis 50 Pfennig.** Geographisches Institut **Wilhelm Greve** Berlin SW. 68, Ritterstrasse 50.

